



# Überleben

Florian Auer



# Ankunft

Jahrelang habe ich auf diesen einen Tag gewartet.

Draußen auf dem Land, weit weg vom Zentrum dieser Welt, arbeiten die Leute nur, damit die Menschen in der Stadt sich ihre Bäuche voll schlagen können. Manchmal, als wieder einmal Vieh aus unseren kleinen Orten geholt wurde, um den unendlichen Hunger der großen Stadt zu stillen, da habe ich sie auch ein wenig gehasst. Sie sagten, die Stadt sorgt sich für uns, doch wie oft mussten wir Hungern?

Trotzdem war ich so glücklich und habe mich so gefreut, als eine kleine Gruppe aus unserem Dorf eingeladen wurde, um die Stadt zu besuchen und zu sehen, wie wir für das Wohl unserer Stadt und unseres großen Reiches sorgen.

Ja, die Arbeit auf dem Hof ist hart und ich hätte ein viel bequemerer Leben haben können, wenn ich in die Stadt gefahren und dort mein Glück versucht hätte, aber mein Leben war doch so toll wie es ist. Meine Jenny ist das wundervollste Mädchen, das man sich vorstellen kann, wir wollten bald heiraten, die Arbeit ist gerecht, und uns fehlte es an nichts. Ich erkannte das noch einmal ganz deutlich, als wir nach vielen Stunden Flug durch die Nacht endlich im Zentrum gelandet waren und ich den

Lärm, den Gestank, die Hektik und die Rastlosigkeit der Stadt erleben durfte.

Vierzehn mal vierzehn hieß das Programm unserer Reise, wir waren alle vierzehn Jahre alt, und aus unserem County kamen vierzehn Jugendliche zusammen, um die Stadt zu sehen.

Lange standen wir an den Förderbändern des Flughafens bis unsere Taschen kamen, nun gut, meine Tasche war wohl etwas zu groß geraten, und wahrscheinlich dauerte es deshalb eine ganze Weile, bis mein Gepäck hier war. Als ich sie endlich vom Band heben konnte und hinauslief, habe ich mich auch noch verlaufen. Die Gänge, Schilder und Wege waren alle so verwirrend, dass ich in diesem riesigen Gebäude aus Glas und Stahl nicht mehr wusste, wo ich hin sollte.

Irgendwann fand ich meinen Weg nach draußen, und die Taxifahrer, die gerade bei einer Zigarette beisammen standen, sagten mir, dass ich zu spät war und die Gruppe schon davon fuhr. Da wusste ich gar nicht mehr, wie mir geschah. Wir waren doch nur vierzehn an der Zahl, wie konnte man mich da vergessen?

Vielleicht wollten mir die gelangweilten Taxifahrer auch nur einen Streich spielen, erfahren werde ich das nie.

# Untergang

Doch es gab einen freundlichen Mann, der mich mit meiner viel zu großen Tasche mitnahm. Bis dahin dachte ich mir, dass es in der Stadt nur abweisende, hektische und unfreundliche Menschen gab. Die Taxifahrer und die Leute, die mir nicht den Weg sagen wollten, haben meine Meinung nur gefestigt.

Doch der ältere Herr in seinem schönen, silbernen Wagen hat mich gefragt wo ich hin will, ganz von alleine und hat mir meine Tasche abgenommen. Anfangs erinnerte ich mich an die Worte meiner Eltern, niemandem in der großen Stadt zu trauen, doch dieser Mann wollte mir nichts böses, da war ich sicher.

Und, oh wie konnte ich sicher sein dass er nichts böses wollte. Es war ein sonniger Tag im April, die aufgehende Sonne schien schon warm vom Himmel, und die Bäume standen in ihrer vollen Pracht. Wenn die Sonne scheint, wirkt fast jeder Ort schön. Die Häuser waren zwar groß und grau, aber es gab überall bunte Markisen und Werbeschildchen, und am Straßenrand gab es viele Bäume und Grünflächen.

Als wir die Straße entlang fuhren, da krachte es hinter uns, wie Donner, nur viel viel Lauter. Und mit dem Krach schüttelte und bebte die Erde, so schlimm, dass der alte Mann seinen Wagen auf der Straße nicht mehr steuern konnte und wir uns einmal gedreht hatten.

Diesen Anblick vergesse ich nicht. Ich werde ihn nie vergessen.

Hinter dem Hügel, den wir auf unserem Weg vom Flughafen überquert haben, war alles schwarz. Im Schwarz waren graue, wabernde Schwaden, und aus den Schwaden schossen rote, leuchtende Pfeile. Beleuchtet wurde das Inferno im Westen von der aufsteigenden Sonne im Osten, eine schwarze, dunkle Wand vom Licht des erwachenden Tages geküsst.

Bevor ich erkennen konnte was geschah, riss der Mann den Wagen wieder herum. Er fuhr so schnell, ich hatte Angst. Angst, vor dem was hinter uns in die Luft schoss und immer näher kam und Angst, wie der Mann fuhr, wie er blickte.

# Wandlung

Ich war perplex, wie versteinert, doch der Mann riss mich aus dem Wagen. Wir hatten die Innenstadt ein Stück weit verlassen und der Himmel war bereits grau und dunkel, es regnete heiße Asche. Sie brannte auf der Haut.

Ich rannte ihm nach, er hielt meine Hand, und wir standen vor einer Hügelkette, in der kleine Höhlen waren. Ich habe davon gehört. Ein Park mit einer kleinen Hügelkette inmitten der Stadt. Sie war so groß.

In der Höhle warteten bereits Menschen. Es waren nur einige, nicht viele, und sie hießen uns willkommen. Die meisten von ihnen sprachen vom Ende, vom Untergang, doch ich verstand nicht viel davon. War plötzlich Krieg ausgebrochen? Was war mit Mama, Papa, Jenny?

Plötzlich lief es mir heiß und kalt den Rücken hinab, ich wollte zu meinen Lieben, jetzt, sofort. Ich wollte wieder raus aus dieser einsamen Höhle, nicht allein sein in dieser Situation. Doch der alte Mann riss mich sofort an sich, als er bemerkte dass es mich nach draußen zog.

„Nein“ war das einzige, was er sagte. Er sagte es so bestimmt, dass ich zurückzog. Er hatte recht, doch mein Herz zog es nach draußen.

Wir knieten, saßen und warteten stundenlang in unserer Höhle. Sie war etwas geschützt von der Außenwelt, so dass auf uns kein heißer Regen herab prasseln konnte. Draußen hörte man Menschen schreien, und einige

schaften es auch noch in die Höhle. Wie entsetzlich entstellt manche aussahen. Mir gefror das Blut in den Adern, sie sahen aus wie lebende Tote. Die Kleidung vom Körper gebrannt, die Haut verbrannt, die Gesichter entstellte Masken, Fratzen mit ausgebrannten Augen, die gerade noch klägliche Laute von sich geben konnten bevor sie zusammen brachen. Ich wollte, nein ich konnte doch nicht so enden. Ein hässliches Stück Fleisch, nicht mehr erkannt, von allen ignoriert und vergessen? Irgendwann war die Höhle so voll, dass Hilfesuchende wieder abgewiesen worden. Einige wehrten sich und wollten hinein, doch niemand wurde mehr hinein gelassen. Sie wurden in den sicheren, schmerzhaften Tod geschickt. Ich begann zu schreien, verfluchte die Ungerechtigkeit der Ereignisse, doch keiner schenkte mir Beachtung.

So ging es Stunde um Stunde, wobei, ich weiß gar nicht wie lang wir da drin waren. Schon als wir in die Höhle geflohen sind war es dunkel draußen, und man konnte gar nicht mehr erkennen, ob es Tag war, oder Nacht. Die Menschen waren verzweifelt, hatten Angst, panische Angst. Irgendwann begann ich, alle zu ignorieren. Ihre Selbstaufgabe widerte mich an, hatten sie niemanden, um den sie sich sorgten? Wie konnten sie alles nur so einfach wegwerfen?

Einige saßen schweigend am Boden, ihre Arme umklammerten die Knie. Andere hatten die Hände zusammengefaltet und beteten. Beteten sie, weil Sie das

Gefühl hatten bestraft zu werden, und flehten um Vergebung, oder beteten sie in der Hoffnung, die Gebete mögen erhört werden?

Wiederum andere schrienen sich die Seele aus dem Leib, so wie ich anfangs, zwei Männer liefen sogar hinaus in die Gluthitze, den heißen Asche-Regen und dem sicheren Tod entgegen. In einem Eck liebten sich eine Mann und eine Frau, die Hoffnung war überall verloren.

Erwachsene Menschen verhielten sich nur noch wie Vieh. Kurz nachdem die Wolken etwas dünner wurden und wieder ein bisschen Licht der Sonne die trostlose Wirklichkeit erhellte, trauten sich einige nach draußen. Sie kamen zur Überraschung aller auch wieder lebend zurück. In den ersten Momenten stieg die Hoffnung an, die Stimmung wurde gelöster und alle um mich herum blickten wieder auf. Auch ich ging langsam auf den Höhleneingang zu. Ein Kribbeln in der Brust war das erste, was ich spürte, wie von Geisterhand zog es meine Mundwinkel nach oben. Gute Nachrichten!

Dann erinnere ich mich nur noch daran, dass eine Frau schrie „Da kommt eine Wolke!“ und plötzlich alle in Panik verfielen. Danach erinnere ich mich an Dunkelheit, ein Brennen in meiner Lunge und meinem Bauch das sich angefühlt hat als wäre ich innerlich zerrissen worden, ein Reißen und Kratzen an meiner Haut, unglaublicher Druck in meinem Kopf der mich nach hinten an die harte Höhlenwand warf. Die Schmerzen waren so unerträglich, ich wollte schreien, doch ich



konnte nicht, ich fühlte mich, als würden mich heiße Mauern umschließen, heiße, enge Mauern, die mir die Luft wegnahmen, mich zerquetschten und erdrückten, und am Ende plötzlich dieses Gefühl der Erleichterung, die Schmerzen waren weg. Ich freute mich, denn ich wollte nicht sterben, ich wollte leben, die Welt entdecken, groß werden, eine Familie gründen... doch die Angst kam und stieg. War das das Gefühl, das man hat, wenn man stirbt? Würde ich sterben, alleine, mit Menschen die ich nicht kannte, die ich nicht mochte, die mir Angst machten? Wenn ich schon sterben wollte, dann doch mit meinen Lieben, bei mir zu Hause, nicht in einer nachschweiß stinkenden, heißen Hölle. Je mehr ich mich in meine Gedanken steigerte, desto erschöpfter wurde ich. Und dann schlief ich ein.

Ich träumte von Jenny, von unserem Hof, von meinen Eltern und wie ich zurückkommen würde, ihnen von der großen Stadt erzählen konnte und sie in die Arme schloss, weil ich noch lebte. Wie ein Vogel reiste ich zurück, sah die Berge, die die große Stadt umschlossen vorbeiziehen, flog der Sonne entgegen, sah die Felder und kleinen Dörfer und landete in meiner Heimat. Das Korn hatte schon eine stattliche Größe, es roch herrlich, auf den Bäumen reiften die ersten Früchte. Es war so schön.

# Heimkehr

Als ich meine Augen wieder öffnen konnte, lehnte ich noch an der Wand, an die mich die Wolke gedrückt hatte. Das Licht fiel schwach durch den Höhleneingang ein. Man sah, dass es bereits Mittag war, doch die Asche vernebelte noch immer die Sicht.

Mir ging es wieder viel besser. Ich konnte frei atmen, die Augen brannten nicht mehr und ich fühlte keine Schmerzen. Es war zu schön, um wahr zu sein.

Nachdem ich mir meines Zustands bewusst war, konnte ich mich umsehen. Um mich herum waren alle Leute versteinert. Nein, nicht versteinert, sie sahen aus als seien sie in Ton gelegt worden. Man konnte ihnen die Überraschung in Mimik und Gestik noch ansehen, doch wie eingefroren und von einer grauen, rauen Kruste umzogen lagen oder saßen sie da. Auch der nette Mann, der mich gerettet hatte.

Ich wollte ihm die Tonschlieren aus dem Gesicht wischen und nachsehen, ob er nur bewusstlos war oder tot, doch als ich ihn fester anfasste, zerbrach her. Erschrocken und angewidert fiel ich nach hinten, dieser Anblick war grausam und ungerecht. Er hatte mich doch gerettet. Wieso nur ich überleben konnte, war mir ein Rätsel. Waren die anderen auf mich gefallen und haben mir so das Leben gerettet? War ich zu ungerecht gewesen?

Auch beim Verlassen der Höhle ging es mir noch gut. Der Park, durch den wir vorher noch gesehen hatten, war verschwunden. Alle Pflanzen waren weg, meterdick lag die Asche auf dem Boden. Alles war leer, tot und zerstört. Autos waren ausgebrannt, Häuser nur noch leere Gerippe, das Licht fahl. Ob es heiß war, oder kalt, konnte ich nicht sagen. Auch Riechen konnte ich nichts, außer einem seltsamen Geruch.

Von all den Geräuschen, die am Tag zuvor noch zu hören waren, der Lärm und die Geschäftigkeit der Großstadt, waren verschwunden.

Ich sah mich um. Die Stadt war tot. Vollkommen tot. Die größte Stadt der Welt, das Zentrum der Welt. Tot. Ich lief los. Ich rannte so schnell ich konnte. Ich musste nach Hause.

Mein Vater brachte mir viel über unser Land und die große Stadt im östlichen Zentrum bei, so wusste ich, dass ich einige Tagesmärsche vor mit hatte. Anfangs hatte ich dabei ein ungutes Gefühl im Bauch, denn in dieser großen Ruine, in der toten Wüste, welche die Stadt geworden war, würde es sicherlich kein Wasser geben. Kein Wasser, nichts zu Essen, keine Menschen die ich nach dem Weg fragen konnte, kein Transportmittel, das mich nach vorne bringen würde.

Der Himmel war braun, schimmerte durch die dichten Nebelschwaden in einer Mischung aus Gelb und Rot, der Boden und die Überreste der Häuser standen grau und schwarz auf totem, grauem Boden, einige der Bäume

standen noch und waren genauso seltsam konserviert wie die Menschen in der Höhle.

Nach einer ganzen Weile bemerkte ich, dass ich immer noch nicht durstig war. Nein, im Gegenteil, ich fühlte mich immer noch wohl, unverändert, genau wie zu dem Zeitpunkt als ich aufgewacht bin. Das kam mir seltsam vor, doch ich kümmerte mich nicht weiter darum. Ich musste nach vorne sehen. Ich hatte doch ein Ziel.

Es dauerte wohl einen ganzen Tag, bis ich den dunstigen Schleier der Stadt verließ. Das Land herum lebte noch ein bisschen, die Gräser waren noch grün, wie sie es auch im April sein sollten, doch überall lag seltsam grauer, hässlicher Schnee, der Himmel war verdunkelt und es regnete leicht. Die Straßen waren leer und still, nur ein kreischender Wind peitschte durch das Land, die tapferen Gräser wogen sich in ihm. Anfangs wusste ich nicht genau wo ich war, doch bald erkannte ich die Straßenschilder und wusste wieder den Weg, den ich gehen sollte.

Zwei, drei weitere Tage später hatte ich das erste Dorf erreicht. Endlich, Menschen. Lebende Menschen. Ich war so froh, lief in das Dorf. Dass ich die Tage, in denen ich durch das tote Land gelaufen war nicht geschlafen hatte, schob ich auf die Panik und die Angst, die ich hatte.

Ein größeres Gasthaus war beleuchtet und mit einem großen roten Vollmond bemalt. Das Zeichen der Hilfsorganisation. Rettung!

Vor dem Haus wartete ein junger Mann mit Decken. Ich lief auf ihm zu, um zu fragen was eigentlich geschehen war, doch als er mich sah, gefror sein Blick. Er sah mich an, die Farbe wich aus seinem Gesicht und er fing fürchterlich an zu schreien. Er schrie, lief aber nicht weg, sondern stolperte rückwärts an die Tür. Ein älterer, großer Mann öffnete die Tür, fragte was los sei, doch als er mich sah, schlug er sie sofort wieder zurück.

Der junge Mann hörte nicht auf zu schreien. Er sollte damit aufhören. Aufhören! Es tat mir weh. Endlich sah ich einen Menschen, und er hörte nicht auf zu schreien als er mich sah. Ich packte ihn an der Schulter, zerrte an ihm, er wurde immer lauter, doch irgendwann hörte er auf zu schreien.

Er war tot, lag friedlich am Boden. Ohne zu wissen, was eigentlich geschah, sah ich in meine Hände. Doch da waren keine Hände. Da waren nur schwarze, große Klauen. Selbst erschrocken riss ich die Türe des Hauses auf, rannte durch die Räume wie von Sinnen. Die Menschen wichen zurück, schrieten, hatten Angst. Endlich, auf einer der Toiletten hing ein Spiegel. Ich sah hinein.

Dort sah ich mich, und ich war es doch nicht. Mein Gesicht, mein Körperbau, die waren so, wie ich es gewohnt war, nur war meine Haut vollkommen weiß, ja, fast leuchtend. Außerdem schien ich nackt zu sein, doch mein Körper zeigte keine Anzeichen von etwas, das bedeckt werden müsste. Von den Schultern zu den

Klauen wurden die weißen Arme immer dunkler, bis sich die Haut schwarz verfärbte und verhärtete. Die Hände waren viel größer als ich es gewohnt war, schwarz und die Finger liefen Spitz zu. Meinen Füßen erging es ähnlich. Vom Knie abwärts wurde die Haut dunkler, härter und an den Beinen hatte ich riesige Klauen.

Mein Anblick war... abscheulich. Ich konnte die Menschen verstehen, wollte weg von dem, was ich war. Ich war ein Monster. Wieder lief ich los, als könnte ich vor mir selbst fliehen, doch das Ungeheuer, das ich geworden war, rannte mit mir.

# Hoffnung

Der Welt um mich herum ging es auch nicht besser. Auch der schöne April, der hätte entstehen können, wandelte sich in ein abscheuliches, gefährliches Ding, ein Schatten seiner selbst.

Kalter, schmutziger Regen peitschte wochenlang um die abgestorbenen Felder, die einst meine Heimat waren, Felder, Wiesen und Wälder waren braun geworden, nur ein paar traurige Moose zeigten noch Hoffnung und strahlten grün hervor in der schlammigen, schmutzigen Welt aus brauner Erde, dreckigem Schnee und dunkelgrauem, wolkenverhangenen Himmel.

Obwohl ich viele Monate versuchte, vor mir selbst wegzulaufen, erreichte ich irgendwann meine Heimat. Ich wusste nicht, was mich hier hin gebracht hatte oder wie ich überhaupt den Weg gefunden hatte, dennoch stand ich plötzlich vor dem Ortsschild des kleinen Ortes. Ich ging nicht mehr davon aus, dass dort irgendetwas lebte.

Zu viele Leichen und Kadaver hatten meinen Weg gesäumt, wahrscheinlich begannen die Menschen, nachdem all Ihr Vieh aufgefressen war, sich gegenseitig als Nahrung anzusehen. Ich schauderte innerlich, als ich diesen Gedanken weiterspann.

Ich ging die verlassene Ortsstraße entlang und beobachtete die Häuser. In einigen brannte fahles Licht

von Kerzen, doch viele waren leer und dunkel. Das Haus meiner Eltern stand nicht mehr, wo es einst war, lagen nur noch ausgebrannte Trümmer. Die Stallungen waren leer, die Felder verwüstet.

Ich stand inmitten der Ruinen. Ich war zu Hause, doch mein Zuhause gab es nicht mehr. Obwohl mich nicht fror, umfasste ich meine Oberarme und schauderte. Ich hielt die Dame in der Höhle für verrückt und nahm sie nicht ernst, als sie sagte, das Ende sei gekommen. Doch welchen anderen Schluss konnte ich hier ziehen?

„Rudy?“

Ich löste mich aus meiner eigenen Umklammerung und drehte mich um.

Da stand sie vor mir. Auch sie hatte sich verändert. Sie sah älter aus. Sie war dünn geworden, ihr Gesicht war immer noch hübsch, doch sie musste viel Leid erlebt haben. Ihr Blick war ernst, und die schönen braunen Augen wirkten wie ein Spiegel in eine große Geschichte voller Elend und Leid. Doch sie war am Leben. Und stand vor mir.

„Jenny...“

Sie ging auf mich zu, sie ignorierte völlig wie ich aussah, umarmte mich und begann zu weinen. Sie war nur ausgehungert und sah abgekämpft aus, doch ich war ein Ungeheuer geworden. Ich umarmte sie auch. Vielleicht würden wir in dieser neuen, dunklen Welt eine Chance haben.